

Aber die Sonne scheint ja eher selten in Berlin und so ist meine Blume die meiste Zeit auch eher verschlossen. Sie spricht ganz leise mit mir und undeutlich, ich muss mich anstrengen, sie zu verstehen.

Wie lange bist du schon hier? frage ich sie, und sie antwortet: zwölf Jahre. Ich merke daran, dass sie mich nicht verstanden hat: Zwölf Jahre war sie im Gefängnis, bevor sie nach Deutschland kam. Das zweite deutsche Wort nach „Ausländerbehörde“, das sie gelernt hat.

„Ausländerbehörde“ ist auch mein Stichwort: Behördengänge und bürokratische Hürden machen AusländerInnen nie und nirgends Spaß. Das Beamtendeutsch ist ja schon für normalsterbliche InländerInnen kaum zu verstehen. Die Ausländerbehörde in Berlin soll neben der Hamburger die unangenehmste Deutschlands sein. Eine Freundin von mir hat mehr als einmal tränenüberströmt das Gebäude im tiefsten Wedding verlassen – danach nahm sie sich einen Anwalt, der mit ihr ging. Dass man besser behandelt wird, wenn man von Deutschen begleitet wird, ist leider Realität. Und zu Anfang kann ich erstmal nicht die Struktur ändern, aber immerhin Tränen verhindern.

Die Blume lächelt

► Sie streckt und räkelte sich und wendet sich der Sonne entgegen.



Jetzt bereite ich also meiner Blume den deutschen Boden. Nach zwölf Jahren Gefängnis, sagt sie, hätte sie auch zu Hause Probleme, sich zu sozialisieren. Hier natürlich noch mehr. Meine Blume spricht die Sprache nicht, kommt aus einem fremden Kulturkreis mit einer anderen Konfession, die das öffentliche Leben bestimmt. Sie trägt einen Namen, bei dem sie in ihrer Heimat nur zu Hause gerufen wurde, im Pass steht ein anderer in der Sprache des Landes, in welchem ihr Volk die Minderheit ist. Immerhin hat sie einen Pass. Ihr Bruder, der auch in Deutschland ist, verweigerte im Land seiner Eltern den Militärdienst, weil die Armee, wie er sagt, sein Volk unterdrückt. Daraufhin wurde

ihm die Staatsbürgerschaft entzogen, in Deutschland wurde ihm ein „Reiseausweis für Staatenlose“ ausgestellt. Meine Faszination darüber, als er mir den Pass-Ersatz zeigt, kann ich kaum verbergen.

Aus Verfolgungswahn spreche ich, wenn ich von ihr erzähle, nur von „meiner Blume“, das ist ihr Nachname übersetzt ins Deutsche. Wer weiß, wer am Telefon mithört.

Beim ersten Treffen mit meiner Blume war ein Dolmetscher dabei. Der half nicht nur über sprachliche, sondern auch kulturelle Hürden hinweg und sorgte für den Gesprächsfluss. Plötzlich war ich also Ansprechpartnerin für einen politischen Flüchtling, der fast die Hälfte seines Lebens hinter Gittern verbracht hatte. Plötzlich war ich Vertrauensperson, die wie ein Psychologe, Arzt, Freund, Vormund Dinge erfuhr, die mir niemand bei einem zufälligen Treffen auf der Straße erzählt hätte. Schüchtern sei sie, sagte meine Blume, und introvertiert. Sie habe Probleme sich zu sozialisieren. Im Gefängnis habe sie auch keine Möglichkeit gehabt, eine Ausbildung zu absolvieren, aber sie lese gerne. Linke Literatur. Sie erzählte, sie wohne bei ihrem Bruder, manchmal auch beim Onkel, und ginge nur einmal pro Woche ins Wohnheim für Asylbewerber, um ein Kreuzchen für die Anwesenheit zu machen. Sie bekommt staatliche Hilfe für politische Flüchtlinge, die, wie man so schön sagt, zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist, und Unterstützung vom Bruder. Einmal pro Woche hat sie einen Termin beim Psychotherapeuten, und manchmal muss sie jeden Monat zur Ausländerbehörde. Sie kann Lärm nicht ertragen und hat Angst vor der Polizei. Ein paar ihrer Verwandten leben in Deutschland verteilt. Die Verwandtschaftsverhältnisse kann ich nach ein paar Monaten Sprachunterricht auch in ihrer Sprache klären.

Der Bruder wünscht sich, dass ich helfe, eine WG für die Blume zu finden. Er selbst habe auch in einer WG gewohnt, um die deutsche Kultur kennen zu lernen. Verinnerlicht hat er diese aber nicht: Seine Frau spricht nach etwa 15 Jahren in Berlin kaum ein Wort deutsch, steht zu Hause in der Küche und kocht – oder ist diese Art der Rollenverteilung auch einfach der Alltag einer deutschen Hartz-IV-Familie?

Ich übe mit meiner Blume deutsch und zeige ihr die Stadt. Jetzt, wo es wärmer wird, gehen wir viel spazieren. Guck mal, die schneiden Äste von den Bäumen ab – jetzt ist wirklich Frühling. Meine Blume erzählt mir, dass sie im Gefängnis zwei Monate lang nichts gegessen habe. Ich stelle eine seltsame Frage: Freiwillig? Hast Du freiwillig nichts gegessen? Die geringe

Schnittmenge unseres gemeinsamen Wortschatzes erlaubt mir nicht, die Frage anders zu stellen, dennoch schaffen wir es, uns über alles zu unterhalten, was wir einmal angeschnitten haben. Ja, freiwillig. Es war ein Hungerstreik, sage ich, und meine Blume nimmt den Begriff in ihren deutschen Wortschatz auf. Aber ich beiße mir auf die Zunge, anstatt ihr zu sagen, die übergeordnete deutsche Formulierung dafür ist, gegen schlechte Haftbedingungen zu protestieren. Schlechte Haftbedingungen? Darunter könnte man vielleicht Kellerasseln in der Zelle oder zu kleine Fenster fassen, aber ist es das, was meine Blume erlebt hat? Ich frage nach den Menschenrechten: Für mein Volk gibt es keine Menschenrechte, sagt meine Blume. Sie durfte keine Bücher lesen, durfte keinen Besuch bekommen, durfte keine Briefe schreiben. Sie war in Isolationshaft, manchmal mit ein oder zwei anderen Menschen, aber wochenlang hat sie niemanden gesehen außer diese beiden anderen Menschen. Manchmal waren sie zusammen in einer Zelle und durften sich aber nicht ansehen. Menschenrechte? Sie lacht, meine Blume, nicht einmal bitter, sondern scheinbar amüsiert über diese Frage. Aber wahrscheinlich ist es doch eher das Lachen der Verzweiflung.

Wir laufen am Kanzleramt vorbei, irgendwo erklingt Glockenläuten. Ich wusste gar nicht, dass hier eine Kirche ist, sage ich. - Ich war hier erst dreimal in einer Kirche, sagt meine Blume. Bist Du gläubig? frage ich und erwarte ein Ja als Antwort. Ich? Nein, ich bin... - sie überlegt. Ich bin Marxist! Wir lachen beide – mit dieser Antwort hatte ich nicht gerechnet. Aber deine Familie? frage ich. Naja, streng gläubig nicht, sagt die Blume. Aber die Frau deines Bruders trägt ein Kopftuch, wundere ich mich. Ja, das ist Kultur, sagt sie. Und sie spricht kaum deutsch! Fällt mir dabei noch ein, auch wenn es vielleicht nur bedingt etwas mit Glauben zu tun hat. Ja. Sagt die Blume. Und dann sagen wir nichts mehr.

Ein paar hundert Meter weiter zeige ich auf eine Ampel, an der wir stehen und warten, dass es grün wird. Das Männchen, das grüne da, sage ich im Gehen, das ist aus dem Osten. Aus der DDR. Meine Blume guckt sich verwundert um: Sind wir hier im Osten? - Nee, sage ich, aber nachdem erst alle Ostmännchen abmontiert wurden, haben sie ein paar Leute beschwert und dann haben sie bei neuen Ampeln wieder Ostmännchen angebracht. An der nächsten Ampel zeige ich ihr die Westmännchen. Die Blume grinst, ihr seien die verschiedenen Männchen schon aufgefallen, aber sie kannte bisher keine Geschichte dazu. An der U-Bahn trennen wir uns. Ich muss lernen, meine Blume zum Deutschunterricht.

Später, zu Hause, telefoniere ich mit einer Freundin. Was macht deine Blume? fragt sie. Der geht's gut, sage ich und füge in Gedanken ihren Namen hinzu. ■

[johanna treblin]



VERHALTEN IM NOTFALL
Standort

Fasten your seatbelts, und ziehen Sie sich warm an!

Das ALLGEMEINE NOTSIGNAL besteht aus mindestens sieben kurzen, gefolgt von einem langen Ton von der Schiffssirene, der Signalpfeife oder dem LAUTSPRECHERSYSTEM:

Wenn Sie dieses Signal hören:
Falls Sie nicht in Ihrer Kabine sind, begeben Sie sich direkt zum nächsten SAMMELPLATZ.

Falls Sie in Ihrer Kabine sind, ziehen Sie sich warm an, nehmen Sie NUR Ihre Rettungsweste und notwendige Medikamente mit und begeben Sie sich zum oben genannten SAMMELPLATZ.

Ihre RETTUNGSWESTE finden Sie in Ihrer Kabine. Falls Sie von Kindern begleitet werden, fragen Sie den Kabinensteward bei Reisebeginn nach geeigneten RETTUNGSWESTEN.

Falls sich Rauch im Gang befindet, halten Sie sich in Bodennähe und kriechen zum nächsten Ausgang, indem Sie den selbstleuchtenden Streifen und Richtungszeichen an den Seiten des Ganges, im Treppenhaus und an anderen Orten, folgen.

Falls der Hauptfluchtweg versperrt ist, benutzen Sie den Nebenfluchtweg.

Helfen Sie in Not geratenen Personen.

Bleiben Sie ruhig und folgen Sie den Instruktionen der Crew und denen, die Sie über das LAUTSPRECHERSYSTEM hören.

Kahren Sie unter keinen Umständen zu Ihrer Kabine zurück. Falls nötig werden Sie an dem SAMMELPLATZ von der Crew mit Rettungswesten für Erwachsene und Kinder versorgt.

Benutzen Sie keine Fahrstühle.

Ihr SAMMELPLATZ ist eine speziell geschützte Stelle, wo Passagiere sich im Notfall versammeln. Der SAMMELPLATZ ist auf dem oben dargestellten Schiffsplan beschrieben und mit folgenden Zeichen versehen.

SAMMELPLATZ
* X * = Stationszeichen

RICHTUNGSZEICHEN
zum



Zu Ihrer eigenen Sicherheit bitten wir Sie, sich anzuschallen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit ist die Haustür nachts abzuschließen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit sollten Sie nicht bei Rot über die Ampel gehen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit möchten wir Sie bitten, sich durchsuchen zu lassen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit müssen wir von jedem Bürger DNA-Proben nehmen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit sollten Sie nachts nicht alleine durch den Park gehen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit werden wir die Notstandsgesetze in Kraft treten lassen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit sorgen wir für Straßenpatrouillen in Ihrem Wohngebiet.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit schauen Sie sich bitte nach zurückgelassenen Koffern um.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit müssen wir Sie bitten, keine Glasflaschen mit sich zu tragen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit haben wir im gesamten Innenstadtbereich Kameras aufgebaut.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit sollten Sie jedwedes verdächtiges Handeln Ihres Nachbarn melden.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit bleibt der Zugang zum SB-Bereich unserer Bank nachts geschlossen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit sollten Sie Ihren Pass mit biometrischen Daten immer bei sich tragen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit ist es nicht gestattet, den Chip in diesem Pass mutwillig zu beschädigen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit gestatten wir es nicht, dass Sie sich unangemeldet öffentlich versammeln.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit ist es von großem Vorteil, nach 22 Uhr das Haus nicht ungefragt zu verlassen.

Zu Ihrer eigenen Sicherheit bitten wir Sie, Einschränkungen ihrer freiheitlichen Grundrechte zu entschuldigen.

Für Ihre Sicherheit ist gesorgt. ■

[johanna treblin]

Israel im August

Schönefeld/Jerusalem

„Haben Sie eigentlich gar keine Angst?“ fragt mich die Frau hinter dem Schalter. Ich bin etwas überrascht. Eigentlich macht diese Frau im Flughafengebäude von Schönefeld doch sicher den ganzen Tag nichts anderes, als Leute Richtung Israel abzufertigen. Ich stottere ihr irgendeine Antwort hin, dass es natürlich etwas bedrohlich sei, aber nun auch nicht so schlimm, Krieg sei doch nur im Norden, und außerdem hätten mir israelische Freunde erklärt, dass sogar in Haifa die Wahrscheinlichkeit eines Verkehrsunfalls mit tödlichen Folgen weit höher sei als die Chance, von einer Rakete getroffen zu werden. Sie zuckt mit den Schultern, ich als Antwort auch, und sie übergibt mir meinen Boarding Pass.

Wenige Stunden später spazieren wir mit Elinor durch die Innenstadt Jerusalems auf dem Weg zum legendären Falafel-Laden, der früher wegen Speiseölknappheit seine Falafel in Waffenöl gebraten hat (so der Mythos). Nach dem ersten Smalltalk sagt Elinor gleich: „Are you guys crazy? Why do you come to Israel in these times? Aren't you scared?“ und ich denke, ey, wie gemein, du sollst uns nicht sagen, dass du es gefährlich findest, sondern dass wir uns nicht so zu sorgen brauchen.

Andererseits zeigt dann das Straßenleben von Jerusalem, wie weit weg der Krieg ist: Ben Yehuda Street, die Fußgängerzone, voll mit shoppenden Menschen.

Immer wieder orthodoxe Juden, Soldaten, Siedler mit Maschinengewehren – so ist Jerusalem eben. So ist Israel.

Am Abend sind wir im einzigen Homo-Club der Stadt, in einer zentralen, aber abgelegen und heruntergekommen wirkenden Gasse der Innenstadt. Bullige Wächter bewachen den Eingang zum „Shushan“, wir werden gleich angeflirtet. Ezra, mit dem wir hier sind, trinkt einen Arak nach dem anderen, obwohl er am nächsten Morgen in die Fachhochschule muss. Dann die Drag-Show: Kings und Queens singen meist israelische Chansons und Hits, das Publikum singt mit, und am Ende von jedem Act feiern sich alle frenetisch. Jeder kennt jeden. Dann erklimmt eine Bio-Queen die briefmarkengroße Bühne, die sich in die hintere Ecke der Bar quetscht. „Ich widme diesen Song allen Müttern im Libanon!“ ruft sie und fängt dann an mit ihrem Lied. Wir rätseln, ob es aus den 60ern ist, die Hauptzeile lautet „Buker Tov“ Der Text wird uns übersetzt: „Guten Morgen, ihr Frauen, guten Morgen, ihr Kinder, guten Morgen, ihr Leute.“ – Harmloser geht es kaum. Doch die Widmung polarisiert. Einige Zuschauer zischen böse, der Raum vor der Bühne leert sich spürbar. Hinterher gibt es vereinzelte Buh-Rufe, aber auch anhaltenden Applaus von anderen. Libanesischen Müttern ein Guten-Morgen-Lied zu widmen unterminiert offensichtlich schon den israelischen Konsens, dass der Krieg ein nötiger und unterstützenswerter sei.

Kibbuz Mashabe-Sade, Wüste Negev

Der Pool liegt auf einem Hügel. Türkises Wasser, saftig-grünes Gras bis zum Zaun – dahinter Wüste, so weit das Auge reicht. Kampfflugzeuge donnern vorbei. „Die fliegen in den Libanon“, erklärt Meron, „nicht weit von hier ist die größte Luftwaffenbasis der israelischen Armee.“ Meron trägt ein T-Shirt mit einem marschierenden Soldaten und den Buchstaben „ZJD“ für „Zionistische Jugend Deutschland“. Er ist im Kibbuz aufgewachsen, ein klassischer Kibbuznik. Ein Israeli, wie er im Buch steht. Dem Krieg im Libanon steht er trotzdem (oder deswegen?) kritisch gegenüber. Der Militär-Einsatz sei zu umfassend, die libanesischen Zivilbevölkerung müsse zu sehr leiden, das sei nicht gut. Andererseits agiere die israelische Führung zu zögerlich: Wenn Krieg, dann hätte man von Anfang an mit Bodentruppen operieren müssen und die Reservisten einberufen. Letzteres erfolgt erst jetzt, zwei Wochen nach Kriegsbeginn. Viel zu unsicher und zögerlich. Stumm lächelnd sitzt Merons Bruder daneben, er hat erst vor kurzem seinen Wehrdienst abgeleistet und erwartet nun jeden Tag seine Einberufung. Meron selber überlegt, ob er sich freiwillig melden soll: Er arbeitet in Deutschland und hat deswegen keinen Bescheid bekommen, aber seine gesamte Einheit, die Kumpels vom Wehrdienst, wurde zur Rückkehr in die Kasernen aufgefordert. Da könne er nicht so einfach tatenlos sitzen bleiben, sagt er.

Wir machen mit Meron und seinem Freund Itai eine Wüstenwanderung. Itai hat den grünen Hut seiner Frau auf und erzählt vom Leben in seinem Dorf direkt am Gaza-Streifen. Wir sollen ihn mal besuchen, sagt er, das sei nicht gefährlich. „Ab und zu kommen Quassam-Raketen, aber die tun nichts.“ Die von den Palästinensern selber gebastelten Raketen richten nur Schaden an, wenn sie unmittelbar etwas treffen. Wenn sie ein Haus treffen, ist nur das Zimmer kaputt, nicht

das Haus. Und Leute kämen sehr selten zu Schaden. Erst einmal sei in seinem Dorf eine Frau getroffen und getötet worden. Ihr Freund, mit dem sie Hand in Hand die Straße entlang lief, blieb fast unverletzt. „Das Dorf war zwei Monate in Schock. Aber das Leben geht weiter. Kommt doch mal vorbei!“

Wir wandern durch die Wüste, bis es Abend wird, und richten unser Nachtlager unter freiem Himmel an einem Wadi. Neben uns campieren Israelis. Sie kommen aus dem Kibbuz nebenan und aus dem Norden. Mit UV-Licht suchen sie nach Skorpionen, weil die Kinder mal welche sehen sollen. Dann laden sie uns zum Abendessen ein, und im Gespräch mit Meron und Itai finden sich schnell gemeinsame Bekannte. Israel ist klein.

Im Morgengrauen stehen wir auf, um noch vor der Hitze ein Stück Weg hinter uns zu legen. Kampfflugzeuge fliegen vorbei. „Die armen Piloten haben heute Nacht auch kaum Schlaf bekommen!“ ruft Itai mitleidig.

Tel Aviv und Queeruption

„You hit Beirut – we hit Tel Aviv“ droht der Hisbolah-Scheich Hassan Nasrallah aus den Zeitungen. Das Leben in Tel Aviv geht dessen ungeachtet weiter. Abwechselnd donnern Flugzeuge und Hubschrauber über den überfüllten Strand, doch unbeeindruckt werfen sich die Massen in die Wellen.

Die Queeruption, ein anarcho-queeres Treffen, entpuppt sich als Alptraum aller auch nur angehaucht antideutsch denkenden Menschen. „Bist du aus Israel?“ frage ich eine Teilnehmerin. „Ja!“ ruft sie, „Ich bin eine von den kapitalistischen Landbesetzern und Palästinenser-Unterdrückern!“ – und sie meint es ernst, wohlgermerkt. Ich wiegle schockiert unbeholfen ab, das müsse man doch differenziert betrachten. Später wird auf dem Plenum die Parole ausgegeben: „Wir sind uns doch wohl einig, dass der Krieg gegen den Libanon eine imperialistische Aggression von Israel ist!“ Workshops informieren über die Lage der Palästinenser in den besetzten Gebieten, Aktionen am Grenzwall werden vorbereitet – und die Teilnahme am World Pride. Mir ist diese geballte Israel-Kritik nicht ganz geheuer. Irgendwie mit der Queeruption verbandelt ist auch Queerhana, die einzige alternative Party Tel Avivs. „Ein bisschen wie Kreuzberg!“ wurde uns schon in

Jerusalem vorgeschwärmt. Beim letzten Mal war sie überfüllt, deswegen soll es jetzt wieder alternativer und ausgefallener sein. Partyort ist ein Wäldchen nahe des Yarkon-Flusses. Vor Berührung des Wassers wird gewarnt: 1997 brach während der Makkabiade (den jüdischen Olympischen Spielen) eine Brücke über den Fluss ein, diverse Sportler fielen ins Wasser und starben bald darauf – nicht durch Ertrinken, sondern an Vergiftungen. Zur Party gibt es eine Show. Wir wollen auftreten mit einer Britney Spears-Persiflage, werden aber zurechtgewiesen: Britney Spears sei zu lustig. Das stimmt natürlich nicht. Richtig lustig ist dagegen ein Kinderlied, bei dem alle lauthals mitsingen und sich in akrobatischen Tanzeinlagen verrenken. Es heißt „Jallah Nasrallah“, ein Spottlied auf den Hisbolah-Chef. Der Text ist richtig dumm: Nasrallah du Hund, Nasrallah sprich dein letztes Gebet, Nasrallah du hast ein Spatzenhirn, Nasrallah bleib lieber in deinem Loch, sonst schicken wir dich bald zu Allah. Man kann nur den Kopf schütteln über die Blödheit des Songs, aber die Partygäste haben einen Heidenspaß und machen sich über das peinliche Spottlied aus dem Kinderprogramm lustig.

Jerusalem: World Pride

Deswegen sind wir eigentlich gekommen: Der World Pride sollte schon letztes Jahr stattfinden, wurde aber aus Rücksicht auf den Gaza-Abzug verschoben. In diesem Jahr überschattet der Libanon-Krieg die Veranstaltung. Das Jerusalem Open House, als schwules-bisches Zentrum Veranstalterin des World Pride, sagt die Parade ab – man könne nicht in Jerusalem feiern, während im Norden die Zivilbevölkerung in den Bunkern sitzt. Statt dessen gibt es eine Kundgebung im Jerusalemer Liberty Bell Park. Knapp dreihundert Leute erscheinen – eigentlich nicht mehr als ein Picknick. Sie schwenken überdimensionierte Fahnen (die

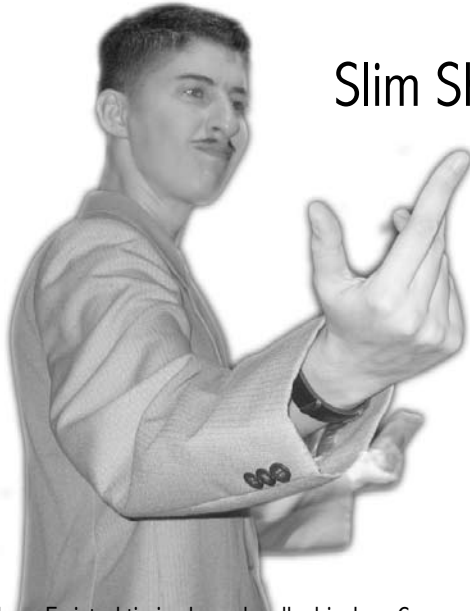
kanadische und einen verpinkten Union Jack), jugendliche amerikanische Missionare verteilen hippe bunte Plastikarmbänder mit eingravierten Bibelsprüchen. Polizisten und Soldaten umringen das Event, man fürchtet Aggressionen seitens radikaler Muslime oder orthodoxer Juden – im letzten Jahr stach ein Orthodoxer auf dem Pride drei Leute nieder. Dieses Jahr ist alles ruhig. Im Park gegenüber picknicken orthodoxe Familien und nehmen keine Notiz von der Kundgebung auf dieser Seite. Für Wirbel sorgen dann die DemonstrantInnen selber. Queeruption-Leute kapern die Kundgebung und beginnen mit Sprechchören gegen den Krieg und die israelische Besatzungspolitik. Plakate mit Slogans werden hochgehalten, eine libanesische Fahne geschwenkt, um die friedliche Kundgebung ist es geschehen. Die DemonstrantInnen diskutieren heftig untereinander, irgendwann greift die Polizei ein, weil ihr die Libanon-Fahne und irgendwelche Plakate nicht passen. Es kommt zu einem Handgemenge, ein paar Demonstranten werden verhaftet, die anderen setzen sich hin und skandieren „one-two-three-four, we don't want this fucking war, five-six-seven-eight, Israel is a fascist state“ mit einem Furor, als würde an dieser Stelle das Schicksal von Nahost entschieden. Bedrohlich marschiert noch mehr Polizei auf, und die Situation droht zu kippen, als ein paar Drag Queens für Entspannung sorgen. Sie singen Cinderella und tanzen eine lustige Choreographie – Begeisterung bei den Demonstranten, manche tanzen mit. Und am Ende ringt die Performance sogar den grimmig schauenden Uniformierten ein Lächeln ab. Deeskalation durch Drag – wenn sich doch nur alle Konflikte in Nahost so leicht lösen ließen... ■

[malte göbel]



„Die Tatsache, dass Krieg ist, sollte die Leute nicht bei anderen Sachen zum Schweigen bringen.“

Interview mit Drag King Slim Shuki, Jerusalem



Slim Shuki, 31, lebt in Jerusalem. Er ist aktiv in der schwulesbischen Community, u.a. organisiert er monatliche Drag-Events und tritt selbst als Drag King auf. Sein bürgerlicher Name ist Elisheva, aber er benutzt ihn nur noch selten, da er ihm zu weiblich klingt – Shuki versteht sich als Transgender und redet von sich in männlicher Form. Manchmal jedoch karikiert er auf der Bühne auch Weiblichkeit – als Drag Queen heißt er dann Chupa. Gegenwärtig arbeitet Shuki in Jerusalem in einem High-Tech-Betrieb, aber im Herbst will er mit einer Freundin in Tel Aviv einen feministischen Buchladen eröffnen.

► *Welchen Einfluss hatte der gegenwärtige Konflikt in Israel und dem Libanon auf den World Pride?*

Er hat unsere Pläne ruiniert! Es ist erschütternd, weil wir monatelang auf diese Parade hingearbeitet haben. Es wäre eine Riesensache für Jerusalem gewesen! Alle verschiedenen religiösen Gruppen waren gegen den Pride, Muslime, Christen und Juden. In der ganzen Stadt gab es Poster und Graffiti für und gegen den Pride, die Leute redeten darüber. Die vielen homo-

phoben Reaktionen schon im Vorfeld des World Pride haben gezeigt, dass wir noch eine ganze Menge zu tun haben in der israelischen Gesellschaft. Dann fing der Krieg an, die Parade wurde abgesagt - und dann gab es statt dessen nur eine Kundgebung, die völlig sinnlos war. Ich verbrachte einen Großteil meiner Zeit bei den alternativen Veranstaltungen von Queeruption, die sehr gut waren. Aber ich war auch bei einigen sehr guten Veranstaltungen des World Pride. Ich hatte die Gelegenheit, Leute aus anderen Ländern kennenzulernen, mit ihnen zu reden und mich mit ihnen auszutauschen. Das wäre ohne den World Pride nicht möglich gewesen.

Was denkst du über die Abschlusskundgebung?

Die Parade wurde wegen des Krieges abgesagt, mit der Begründung: „Das ist jetzt nicht wichtig, es ist Krieg, wir müssen uns auf den Krieg konzentrieren.“ Das ist genau, was dann bei dieser Kundgebung passierte, als die Anti-Kriegs-AktivistInnen die Veranstaltung übernahmen und

ihre Schilder gegen den Krieg hochhielten: „Homophobie ist nicht mehr wichtig, hier geht es nur noch um den Krieg!“ – Warum seid ihr dann gekommen? Es gibt wichtige Dinge, die auch ihren Platz haben sollten, selbst wenn gerade Krieg ist. Die Tatsache, dass Krieg ist, sollte die Leute nicht bei anderen Sachen zum Schweigen bringen.

Haben andere politische Inhalte und Anliegen keinen Platz auf dem World Pride?

Der World Pride ist ein Mainstream-Event und für viele nicht mal mehr politisch. Es ist problematisch, politische Anliegen mit einer so unpolitischen Sache zu verknüpfen. Ich persönlich sehe einen Zusammenhang zwischen Opposition gegen den Krieg und dem Kampf gegen Homophobie, aber es ist sehr schwer, alle verschiedenen Teile der lesBiSchwulTrans-Community mit solchen Themen anzusprechen. Ich wäre sehr froh, wenn man auf einer Anti-Homophobie-Demo Solidarität auf der einen Seite mit israelischen Soldaten und auf der anderen Seite mit der libanesischen Bevölkerung zeigen könnte – und ich wäre sehr froh, wenn diese beiden Seiten nicht gegeneinander kämpfen würden, sondern miteinander für die gleiche Sache. Ich glaube, da gibt es genug Platz für beide. Dummerweise halten die einen die anderen für Mörder, und umgekehrt für Verräter. Dabei haben beide Unrecht.

Du bist transgender. Wenn du das Leuten in Israel erzählst, wissen die, was das bedeutet?

Nein. Sie kennen Dana International, also sage ich meist: Es ist wie Dana International, nur andersrum. Aber es ist auch schwierig: Transfrauen sind sehr sichtbar, sie fallen mehr auf. Es gibt einige Drag Queens in Israel, manche sind sehr bekannt. Transmänner fallen kaum auf, und es gibt kaum Drag Kings, und das ist ein Grund, warum ich Drag-Shows veranstalte und selber auftrete: Um die Leute darauf aufmerksam zu machen, dass diese Option existiert. Die meisten meiner transgender Freunde wussten früher nicht, dass es so etwas überhaupt gibt.

Normalerweise werde ich gar nicht als transgender wahrgenommen. Ich sehe vermutlich nicht gefährlich aus, also ist es den Leuten egal. Da habe ich Glück: Andere Leute kriegen ständig Kommentare, aber bei mir fällt es gar nicht auf, dass ich ursprünglich weiblich



Was bedeutet Drag für dich?

Drag war für mich die Möglichkeit, einmal etwas auszuprobieren, was ich sonst nie gewagt hätte. Und ich war selbst überrascht, was für eine Wirkung es auf mich hatte. Meine erste Performance hatte ich vor zwei Jahren, ich war ein Rapper. Ich wollte schon immer ein Rapper sein! Und mit der Zeit änderte ich meine Körpersprache, meine Art zu gehen, und ich trug mehr Männerkleidung. Ich lernte, dass meine Sexualität mehr männlich ist, z.B. beim Flirten! Bevor ich das ausprobierte, dachte ich, ich wäre viel weniger sexuell. Viele von meinen Drag Performances haben etwas mit Sexualität zu tun.

Glaubst Du, dass Drag etwas in Leuten bewirken kann?

Ja. Egal, ob sie auf der Bühne stehen oder im Publikum und zuschauen. Ich versuche immer Leute zu animieren: Du solltest Drag ausprobieren! Es ist wichtig! (lacht) Viele verstehen sich selbst viel besser, wenn sie es versucht haben. Ich finde, jeder sollte es mal ausprobieren!

Wie politisch ist Drag in Israel?

Wir versuchen oft, die aktuelle Lage in unsere Performances einfließen zu lassen. Oft gibt es dann hitzige Diskussionen, auf Partys und in Internet-Foren. Ein Freund von mir warf im Rahmen einer Performance mal eine israelische und eine amerikanische Fahne auf den Boden, und Leute regten sich ganz fürchterlich auf: Wie er das tun könne, er sei auf der Fahne herumgetrampelt und habe sie bespuckt! Dabei war seine Botschaft, dass man sich nicht an Nationalstaatlichkeit festhalten solle, sondern sie loslassen und aufgeben.

Es gibt auch politische Drag-Performances, die nicht so sehr mit Geschlechtern zu tun haben. Eine Frau verkleidete sich als Palästinenserin mit Kind und sagte, es sei Drag. Und Tierrechtsgruppen machen Tierdrag.

Jetzt gerade reagieren die Leute sehr emotional, wenn es um den Krieg und Libanon geht. Ich halte es aber für eine gute Sache, wenn eine Performance die Leute zum Diskutieren bringt. Hier im „Shushan“ in Jerusalem, der einzigen Homo-Bar der Stadt, gibt es einen starken Dialog zwischen Bühne und Publikum. Es ist nicht Unterhaltung, sondern Kommunikation, die Bühne ist eigentlich auch Teil des Publikums. Es ist wichtig, dass die Leute miteinander reden.

Es gibt in Israel viele Kinder. Gibt es Druck auf Schwule und Lesben, auch Kinder zu haben?

Ja. Gerade bei Frauen ist es oft egal, welche sexuelle Orientierung sie haben, Hauptsache, sie haben Kinder. Dann ist es auch okay, wenn zwei Frauen zusammenleben – sie sind zwar lesbisch, haben aber wenigstens eine Familie. Mutterschaft ist sehr wichtig – eine Frau ohne Kinder ruiniert die Gesellschaft und erfüllt ihren Zweck nicht. Es gibt allerhand Zuschüsse von der Regierung, wenn sich jemand künstlich befruchten lassen möchte. Die Regierung will, dass wir Kinder haben. Ich finde das

etwas seltsam. Im Internet gibt es jede Menge Foren für lesbische Eltern, dort treffen sich die Leute und reden über Familie und Elternschaft. Bei Schwulen ist es anders: Sie stehen in dem Ruf, pädophil zu sein und Kinder zu vergewaltigen und so weiter. Niemand will ihnen Kinder anvertrauen.

Inwiefern nehmen PalästinenserInnen an der schwulesbischen Szene teil? Gibt es palästinensische Drag Kings?

Auf der Queeruption gab es eine Performance, bei der zwei palästinensische Drag Kings mitwirkten. Soweit ich weiß, war es das erste Mal, dass palästinensische Drag Kings auf der Bühne standen.

Es gibt einige Palästinenser, die in die lokale Homo-Bar in Jerusalem kommen, und einige wenige Lesben – wahrscheinlich ist es schwieriger für Lesben bei den Palästinensern als für Schwule. Es gibt einige palästinensische Drag Queens. Aber zumindest gibt es auch eine Organisation für palästinensische Lesben, Aswat.

Könnte die schwulesbische Szene ein Beispiel zum Zusammenleben von Israelis und Palästinensern setzen?

Das kann ich nicht für die gesamte Szene beantworten. Aber die Szene hier in Jerusalem könnte ein Beispiel sein, in ihrer Akzeptanz und Freundschaft, die die Grenzen von Geschlecht, Religion und Nationalität überschreiten. Aber wir leben hier in einer Blase: Außerhalb unserer Community existieren diese Grenzen. Die letzten Ereignisse stellen uns daher auf die Probe: Können wir die Unterschiede zurückstellen und gemeinsam gegen Homophobie kämpfen? Ich hoffe es. Aber erst die Zukunft wird es zeigen. ■

[malte göbel]

- ▶▶ <http://www.worldpride.net> - World Pride
- ▶▶ <http://www.joh.org.il> - Jerusalem Open House
- ▶▶ <http://www.aswatgroup.org> - Palästinensische Lesbenorganisation



bin. Oder ich werde einfach für eine Lesbe gehalten. Manchmal aber auch für meinen kleinen Bruder. (lacht)

Wie bist du als Drag King?

Shuki ist ein Macho. Er ist unhöflich und hasst Frauen. Er ist bössartig, und keiner kann ihn so richtig leiden. Gleichzeitig ist er aber auch sehr sexy und anziehend, und das finden die Leute noch schlimmer: Viele halten ihn für politisch nicht korrekt, finden ihn aber auch gleichzeitig attraktiv und fragen sich dann: Wie kann ich so einen Typen nur attraktiv finden?

Was antwortest du?

Das müssen die Leute schon selber machen. Für mich ist auf der Bühne wichtiger, Fragen zu stellen, als Antworten zu geben. Eine mögliche Antwort wäre, dass das gespielte Böse eben unecht ist, also nicht wirklich böse. Also kannst du Spaß damit haben, auch wenn es nicht politically correct ist, weil du weißt, dass es nicht echt ist. Ähnlich wie bei SM – da gibt es auch Gewalt und Unterdrückung, aber die Leute handeln das aus und sind sich all dessen bewusst.



Minimanual of the Urban Guerrilla feat. Montoneros

Das Konterfei Ernesto Che Guevaras macht sich gut auf roten T-Shirts. Und obwohl der Argentinier mit seiner Guerillataktik, die er nach dem Sieg auf Kuba aufschrieb und veröffentlichte, in Bolivien scheiterte, macht sich Guerilla – Theorie und Methode nicht nur gut auf Bücherregalen linker Intellektueller, sondern dient und dient auch als Handbuch für die Land- und Stadtguerilla in Deutschland (RAF), Argentinien (Montoneros), Uruguay (Tupamaros) und anderswo auf der Welt.

Neben Che war auch Mao Zedong (On Guerrilla Warfare) schon immer Bezugspunkt aller Guerilleros, und die Stadtguerilla orientierte sich vor allem an Carlos Marighellas Handbuch der Stadtguerilla.

Wenn auch Du Deine eigene Guerilla gründen willst, musst Du nur ein paar einfache von den ideologischen Vätern der Revolution aufgestellte Regeln befolgen:



1. Setz Dir ein politisches Ziel!

Erstmal musst Du Dir überlegen, wo Du mit Deiner sozialen Revolution überhaupt hin willst. Üblich ist da der Umsturz des politischen und wirtschaftlichen Systems, vorzugsweise der kapitalistischen Oligarchie. Da dieses Ziel für die Mehrheit der Bevölkerung vielleicht nicht ganz greifbar ist oder ihr dies zumindest nachgesagt wird, könntest Du Dir etwas Verständlicheres überlegen: Klassischerweise geht es meistens um eine Landreform, sicher ist es auch mit der Umverteilung von Einkommen getan, vielleicht klappt es auch mit der Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens. Sei Dir bewusst, dass alle großen Guerilla-Theoretiker sowohl das große als auch das kleine Ziel nur im bewaffneten Kampf erreichbar sehen.



2. Bilde einen Fokus!

Laut Guevaras Fokustheorie müssen nicht alle Bedingungen für eine (soziale) Revolution gegeben sein, bevor diese begonnen werden kann. Gründe einen „aufständischen Fokus“, also eine kleine Gruppe von Revolutionären, nimmt gemeinsam den Kampf auf und schafft die Bedingungen selbst!






3. Bring die Bevölkerung hinter Dich!


Nun musst Du nur noch die Bevölkerung von Deinem Ziel überzeugen. Dass die Reichen zu viel Geld haben, wird Dir jeder Mensch bestätigen, der sich nicht zu ihnen zählt. Dass Du die Person bist, die Gerechtigkeit in die Welt bringen wird, wird schon etwas schwieriger näher zu bringen sein. Du musst Flugblätter entwerfen, eine Streitschrift herausgeben, vielleicht auch Aktionen durchführen, die nur dazu dienen, den Rückhalt der Bevölkerung zu erhalten (Propaganda der Tat), aber vor allem darauf achten, dass Du das Volk nie in Mitleidenschaft ziehst oder es zumindest nie das Gefühl bekommt, in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Die Unterstützung des Volkes brauchst Du, weil sich aus dessen Reihen neue KämpferInnen rekrutieren lassen, sie Dich und Deine Leute mit Nahrung und Kleidung versorgen sollen und Dir Unterschlupf gewähren müssen. Halte Dein UnterstützerInnennetz allerdings klein, denn je mehr Menschen involviert sind, desto größer die Wahrscheinlichkeit des Verrats.



4. Mach Dich mit der Umgebung vertraut!

Du verfügst nicht über die Infrastruktur Deines Feindes, also der führenden Staatselite. Die reguläre Streitmacht ist zahlenmäßig stärker und hat die staatlichen Institutionen auf ihrer Seite. Damit hat Dein Gegner erhebliche Vorteile. Du musst ihm dennoch überlegen sein – dazu ist es hilfreich, das Terrain, auf dem Du agierst, genau zu kennen. Du musst wissen, aus welcher Richtung Dein Feind angreifen kann und wohin und auf welchem Wege Du fliehen kannst.

Monitoring Equipment:		---Credit---
		\$5200
P-K ENERGY DETECTOR		\$400
IMAGE INTENSIFIER		\$800
MARSHMALLOW SENSOR		\$800



Use joystick to control forklift.
Type: 1, 2 or 3 for more choices,
or E to end.

5. Beschaffe Dir die notwendige Ausrüstung!

Du hast natürlich kein Geld und keine Berechtigung, Dir im Laden Waffen und Munition zu kaufen. Also musst Du Deinen Gegner überfallen und ihm seine Ausrüstung entwenden: Einfach ist es, die Polizei auf der Straße ihrer Waffen zu entledigen, viel effektiver ist es allerdings, gleich ganze Waffenlager der Armee zu überfallen.



6. Greife den Feind an!

Du musst die Machthaber in Deinem Land schwächen. Das erreichst Du einerseits durch den direkten Angriff auf die reguläre Streitmacht, andererseits durch Sabotageakte, also z.B. Angriffe auf die Infrastruktur des Gegners – auf dessen Transportwege, auf seine Energie- und Wasserversorgung etc. Terroristische Akte, also solche, die eine Massenwirkung haben, viel Aufmerksamkeit erregen und einschüchternd wirken, sind besonders effektiv. Hier musst Du allerdings eine Gratwanderung vornehmen: Terroristen sagt man nach, dass sie Menschenopfer, besonders in großer Anzahl, nicht scheuen. Du aber musst einerseits Deinen Idealen treu bleiben, andererseits geht die Unterstützung der Bevölkerung schnell verloren, sobald diese Opfer Deines Anschlags wird – das betrifft sowohl Anschläge auf das Leben als auch die Lebensqualität. Eine Chance hast Du allerdings, wenn Du die Unterstützung der Bevölkerung schon so sicher hast, dass sie Dir alles verzeiht. Solange Du dies bedenkst, kannst Du die für die (Stadt-)Guerilla typischen Aktionen durchführen: Banküberfälle zur Beschaffung von Geld, Entführungen von Repräsentanten des politischen Systems oder des Kapitals. Die Angriffe müssen allerdings überraschend durchgeführt werden und genauso schnell wieder vorbei sein.



7. Siege und übernehm die Macht!

Du schwächst Deinen Feind so sehr, dass er sich nicht mehr an der Macht halten kann. Die Truppenstärke des Heers ist wesentlich gesunken, die Moral der restlichen Truppe ebenso. Die Bevölkerung unterstützt Deinen Feind nicht im Geringsten. Du lässt die Menschenopfer hinter Dir, die Deinen Weg markierten, nimmst die Waffen aus den willigen Händen der demoralisierten Gegner, betrittst den Präsidentschaftspalast, reißt ihn von innen nieder und deklarierst die Herrschaft des Volkes.

Soweit die Theorie. In der Praxis war die Guerilla selten so erfolgreich. Die Montoneros beispielsweise, die argentinische Stadtguerilla, hielten sich so weit wie möglich an die Theorien Maos, Ches und Marighellas und konnten am Ende doch nicht die Macht übernehmen.



1959 siegten Ernesto Che Guevara und Fidel Castro auf Kuba. Die Vertreibung Fulgencio Batistas und die Übernahme des Amtes des Regierungschefs durch Fidel Castro beendete den sechs Jahre dauernden Guerillakrieg.

Der Sieg motivierte Systemkritiker der Militärdiktaturen in vielen Ländern Lateinamerikas, sich ähnlich zu organisieren. Anfang der 60er Jahre bildeten sich in verschiedenen Teilen Argentiniens kleine bewaffnete Gruppen, vor allem im Norden, von wo aus sie ihren Landsmann Che Guevara unterstützen wollten, der nun in Bolivien eine Guerilla anführte. Die Aktivitäten der bewaffneten Gruppen dienten vorerst dazu, Geld und Waffen zu beschaffen. Sie orientierten sich strategisch an Guevaras Fokustheorie, die sie auf

den Kampf in Städten übertrugen – zunächst vor allem Córdoba und Buenos Aires. 1970 schlossen sich mehrere dieser Gruppen zusammen und nannten sich Montoneros. Ihr erklärtes Ziel war die Übernahme der Herrschaft durch das Volk bzw. die Arbeiterklasse, deren Führung sie allein dem General Juan Domingo Perón zutrauten, den sie als ideologischen Nachfolger von Fidel Castro oder auch Mao Zedong sahen.

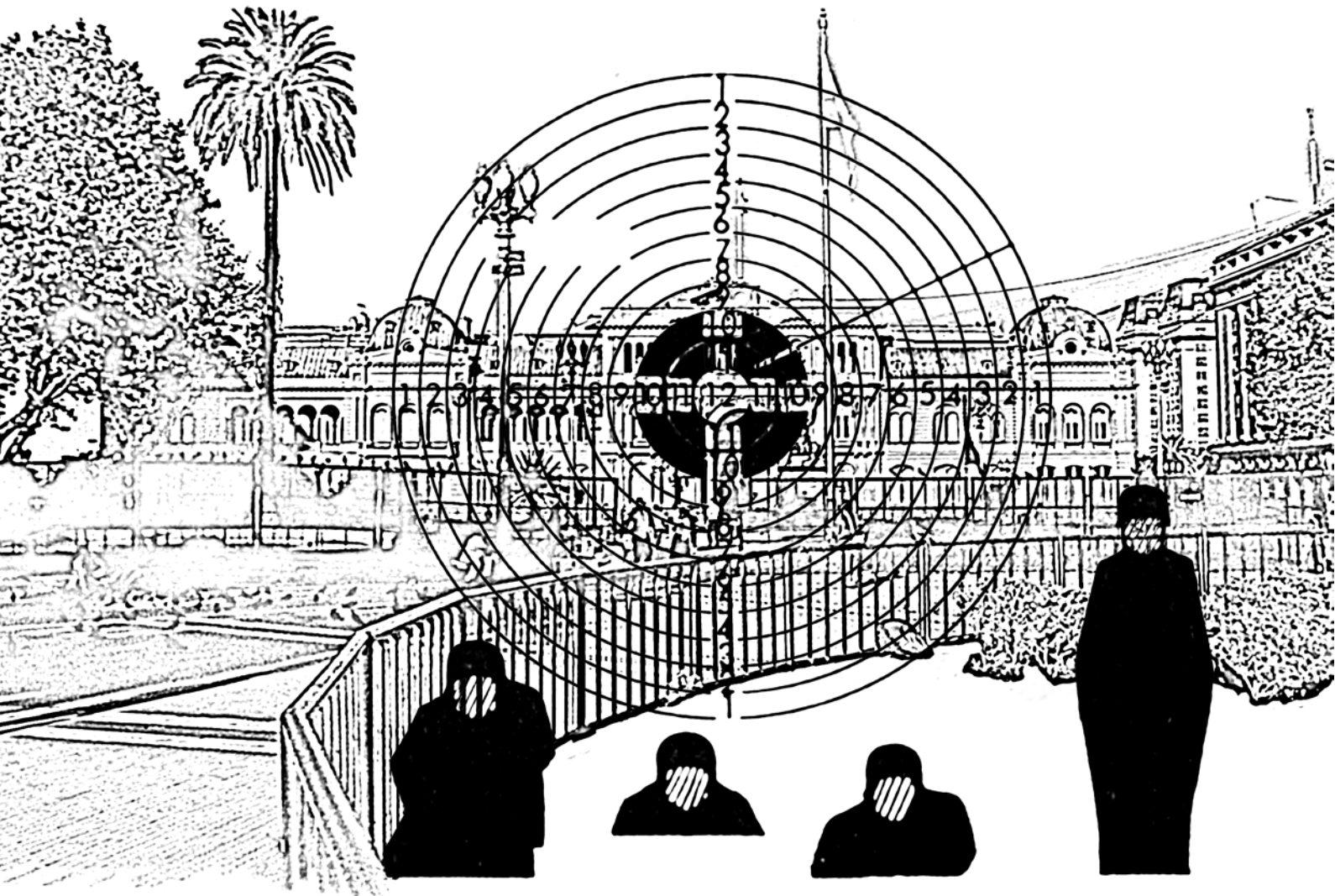
Argentinien inoffizielle Zeitrechnung kennt, politisch

von ihm, „ein Sprichwort?“ Je nach politischer Couleur könne das aber auch einen Regentag, einen grauen, kalten Wintertag bezeichnen, erklärt sie mit spitzer Zunge.

Argentinien verdankt Perón das Wahlrecht für Frauen (womit er ihre Wahlstimmen gewann), Sozialversicherungssysteme und eine Begrenzung der Wochenarbeitszeit (womit er die ArbeiterInnen als Wahlvolk gewann), das vorübergehende Ende der Militärdiktatur, die Aufnahme von Nazis im Land, die Aufnahme von Juden

allem mit Hilfe seiner Frau Evita, die die ArbeiterInnen mobilisiert und damit außerdem seine Befreiung von der Gefängnisinsel Martín García erwirkt hatte. 1951 wurde Perón wiedergewählt, 1955 allerdings vom Militär gestürzt. Er ging in Francos Spanien ins Exil.

Seine Rückkehr war erklärtes Ziel der Montoneros. Diese erhofften sie zwar auch durch parteipolitisches Engagement erreichen zu können, doch schien ihnen der Weg des bewaffneten Kampfes wesentlich Erfolg versprechender.



wie leidenschaftlich, oder auch leidenschaftlich politisch, eine Zeit vor Perón und eine Zeit nach Perón. Neben ihm auf gleicher Stufe halten sich nur seine Frau Evita, der Tangosänger Carlos Gardel und der Fußballer Diego Armando Maradona (El Diez).

Perón ist unantastbar groß. Doch ob Held oder Antiheld, da streiten sich die (argentinischen) Geister. Hoy es un día peronista, heute ist ein peronistischer Tag, sagt ein Freund, wenn der Himmel blau ist und die Sonne durch das grüne Blätterdach blitzt – ein argentinisches Sprichwort, erklärt er. „Ach ja?“ fragt eine Landsfrau

im Land und schließlich die EINE volksnahe Alternative zur Partei der Wohlhabenden und der Militärs, der Unión Cívica Radical - Perón gründete die Peronistische Partei, die eigentlich Gerechtigkeitspartei (Partido Justicialista – PJ) heißt und ein politisches Spektrum in sich vereint, das ungefähr die gesamte Parteienlandschaft Italiens umfasst – von ultralinks bis ultrarechts mit allen ihren Faktionen. Auch der aktuelle Präsident Néstor Kirchner gehört der Peronistischen Partei an.

Perón regierte mit Unterbrechung drei Wahlperioden lang. Die Präsidentschaftswahl 1946 gewann er vor

So war ihre erste Aktion auch gewalttätiger Art: Am 29. Mai 1970 entführten sie den Ex-Präsidenten Pedro Eugenio Aramburo, den sie als Strafe für seine anti-peronistische Haltung schließlich exekutierten: Er war führender Militär derer, die 1955 den Sturz Peróns herbeigeführt hatten. Außerdem machten die Montoneros Aramburo dafür verantwortlich, dass das Militär den Leichnam Evita Peróns nach ihrem Tod 1952 hatte verschwinden lassen. Über dessen Verbleib wollten sie Informationen aus dem Ex-Präsidenten herausbekommen – der Leichnam blieb allerdings vorerst in

Gewahrsam der Regierung. Nicht zuletzt wollten sie die 1956 von Aramburu angeordnete Hinrichtung von 27 Peronisten rächen.

Mit diesem so genannten Aramburazo gewannen die Montoneros die ersten Sympathisanten: 3.000 Personen nahmen am Trauergottesdienst für Emilio Ángel Maza teil, einem der Beteiligten an der Entführung, der während einer weiteren Aktion am 1. Juli 1970 vom Militär erschossen worden war.

Nach und nach wurden weitere Teile der Bevölkerung, vor allem Anhänger Peróns, als Unterstützer gewonnen: Die Montoneros nahmen die sozialen Basisorganisationen wie z.B. die Gewerkschaften für sich ein sowie die Peronistische Jugend. Am 29. Mai 1971 riefen sie in Córdoba mehr als 50.000 Menschen zu einer Demonstration gegen das Regime zusammen. Gemeinsam mit dem Rest der Peronistischen Bewegung führten sie vor den Präsidentschaftswahlen 1973 einen regelrechten Wahlkampf für Perón durch. Dieser durfte zwar nicht offizieller Präsidentschaftskandidat sein, doch trat sein politischer Vertreter Héctor José Cámpora kurz nach Übernahme des Amtes die Macht an ihn ab.

Als Perón schließlich am 20. Juni 1973 nach Argentinien zurückkehrte, versammelten sich am internationalen Flughafen Ezeiza etwa drei Millionen Menschen, um den General in Empfang zu nehmen. Aus nicht abschließend geklärten Gründen lieferten sich die verschiedenen anwesenden Gruppierungen, von ultra-links, darunter die Montoneros, bis rechts-konservativ, darunter die Gewerkschaften, eine Schlacht, die in ein regelrechtes Blutbad mündete, bei dem es mehrere hundert Tote und Verletzte gab. Über die Ursache gibt es nur Spekulationen: Die Linken hätten ein Attentat auf Perón geplant und frühzeitig das Feuer eröffnet, sagen die einen, die andere sprechen von einer Verschwörung des Militärs gegen den Peronismus, andere von der Peróns gegen Cámpora. Wieder andere machen die Peronistische Rechte verantwortlich, die die linksgerichtete Politik Cámporas und deren Begünstigte abstrafen wollte.

Die Politik Peróns war härter, als die Montoneros erhofft hatten. Sie sahen in Perón dennoch weiterhin den revolutionären Führer und verteidigten bzw. rechtfertigten seinen Rechtsruck damit, man müsse die progressive Rechte in der Regierung besänftigen, dies sei allerdings nur ein taktischer Zug, nicht aber die wahre Gesinnung des Revolutionärs Perón.

Ende des Jahres 1973 gründete die Regierung Peróns unter Leitung des Sozialministers José Lopez Rega, der einen großen Einfluss auf den Präsidenten hatte, die Alianza Anticomunista Argentina, im allgemeinen Sprachgebrauch Triple A, welche als Todesschwadron linke Peronisten, Guerilleros, Intellektuelle, Gewerkschaftler und Künstler verfolgte und tötete und damit eine von Unsicherheit geprägte Epoche einleitete.

Im Januar 1974 stellte Perón die acht Abgeordneten aus den Reihen der Montoneros vor die Wahl, der Reform des Código Penal zuzustimmen, bei welcher die Strafen für Guerillaaktivitäten verschärft werden sollten, oder

aber ihre Sitze zu räumen. Endlich folgten die Montoneros nicht mehr naiv den Anweisungen ihres *Liders*, sondern entschieden sich für weiteres. Auch sahen sie schließlich ein, dass sie Perón während seiner Zeit im spanischen Exil idealisiert hatten.

Nach dem Tod Peróns im Alter von 79 Jahren übernahm seine dritte Frau und bisherige Vizepräsidentin Isabel Perón im Juni 1974 die Präsidentschaft. Die Montoneros versuchten sich auf dem legalen Weg durch die Institutionen und gründeten die Partido Auténtico. Nach einem von der ERP (Ejército Revolucionario del Pueblo, eine weitere bewaffnete Organisation) angerichteten Blutbad erklärte die neue Präsidentin die Partei im November desselben Jahres allerdings für illegal – schon auch weil der militärische Flügel der Montoneros, welcher Isabel Perón als anti-peronistisch bezeichnete, wieder in den Untergrund gegangen war, um erneut den bewaffneten Kampf aufzunehmen, den sie mit der Wahl Cámporas fast aufgegeben hatten – nur vereinzelt, sozusagen um die Moral der Truppe aufrecht zu erhalten, hatten sie Operationen durchgeführt.

Als im März 1976 Isabel Perón vom Militär abgesetzt wurde, intensivierte sich die politische Repression gegen die argentinische Linke. Im Kampf gegen die Triple A versuchten die Montoneros, die Öffentlichkeit von der gerechten Sache zu überzeugen, bzw. davon, dass sie, nicht die Triple A oder die Regierung, wüssten, was gerecht sei. Die Mehrheit des Volks wollte aber keine Morde mehr, auch solche mit politischem Ziel nicht. Die Montoneros sahen zwar, dass sie die Massen nicht mehr hinter sich hatten, schoben dies aber auf den Peronismus, welchen sie als Emotion bezeichneten, dem eine Ideologie fehle. Um sich vor der Verfolgung zu schützen, gingen viele Guerilleros ins Exil.

Ein Jahr nach der Absetzung Isabel Peróns zog Rodolfo Walsh, argentinischer Schriftsteller und selbst politisch im Untergrund aktiv, kurz vor seiner eigenen Ermordung durch die Militärregierung Bilanz: 1.500 Menschen waren verschwunden, 1.000 gefangen genommen worden, 400 umgebracht.

Bis zum Ende der Militärdiktatur 1983 waren insgesamt 30.000 Menschen verschwunden – die meisten Toten

wurden nie geborgen. Diese Zahl gilt in Argentinien als feststehender Begriff.

Als 1983 wieder die Demokratie einsetzte, wurden die Mörder nicht etwa strafrechtlich verfolgt. Stattdessen wurden die Schlusspunktgesetze verabschiedet, die den Verantwortlichen der Militärdiktatur Immunität zusprachen.

Erst der 2003 gewählte Präsident Néstor Kirchner, der Sympathisant der Stadtguerilla gewesen sein soll, hob die Schlusspunktgesetze auf und versetzte die



gesamte in die Jahre gekommene Führungsriege des Militärs in vorzeitigen Ruhestand. Strafverfahren wurden eröffnet und im September dieses Jahres wurde das zweite Urteil im Zusammenhang mit der Militärdiktatur verkündet – lebenslänglich für einen Verantwortlichen des Massenmordes. Damit ist die Geschichte aber nicht vorbei: Einer der Kronzeugen dieses Prozesses und solchen, die noch folgen sollten, ist verschwunden. Person Nummer 30001. ■

[johanna treblin]

Nicht wegen des schönen Wetters

Eine syrische Erzählung.

► Er ist nach Deutschland gekommen, weil er in seiner Heimat nicht sagen konnte, was er denkt. Nun lebt er als Araber in Deutschland. Die Hoffnung für sein Land hat er noch nicht aufgegeben.

“‘Vorsicht’. Wenn mein Leben einen Titel hätte, dann wäre er ‘Vorsicht’. Im Nahen Osten muss man immer vorsichtig sein.“ Abdalsalam Mansur will seinen Namen nicht veröffentlicht sehen. Als Pseudonym hat er sich eine Romanfigur aus Abdalrahman Munifs Roman „Östlich des Mittelmeers“ ausgesucht. In dem geht es um die Flucht eines Arabers vor dem repressiven System seines Landes. In Europa angekommen, verarbeitet der Protagonist das Erlebte.

Mansur selber sieht sich nicht als Flüchtling. Er sieht sich mehr als Auswanderer, der zum Auswandern genötigt wurde. „Wenn mich in deinem Artikel niemand erkennt“, sagt er, „kann ich eines Tages auch wieder nach Hause, falls ich will.“ Für die nähere Zukunft ist das aber nicht geplant.

Einheit, Freiheit, Sozialismus

Er ist einer von vielen, die nicht mehr in ihrem eigenen Land leben wollen oder können, weil dort ihre Menschenrechte verletzt werden. Anspruch auf Asyl hat er in Deutschland nicht, er kommt aus Syrien. Die Lage dort ist zwar nicht erfreulich, aber stabil. Seit über 30 Jahren herrscht in dem offiziell “Präsidialrepublik” genannten Land die Familie der al-Assad, bis vor fünf Jahren Hafiz und nun sein Sohn Baschar al-Assad.

Die Dynastie zählt zur religiösen Minderheit der Alawiten, und so regiert realpolitisch eine Minderheit über eine Mehrheit - insbesondere die islamistische Opposition wird unterdrückt. Mansur nennt diese Regierung nur “Regime”, manchmal auch “mein Regime”. Den Damaszener Frühling, der beim Wechsel an der Spitze 2001 vielen Menschen Hoffnung auf Reformen gab, nennt er “einen cleveren Trick”. Auch

wenn viele Oppositionelle aus dem Gefängnis kamen und Baschar zugab, dass in der Vergangenheit Fehler geschehen seien, die unter seiner Führung ausgemerzt würden, hat sich die Lage an sich nicht geändert. Den Versprechen glaubt er schon lange nicht mehr. „Alles, was sie verkünden, ist Lüge. Und wenn sie den Wetterbericht veröffentlichen, glaube ich auch den nicht.“ Das Regime habe nur ein Ziel, und das sei der Machterhalt. Punkt. Und wenn es in Mode ist, säkular zu sein, dann werden Miniröcke getragen und wenn es modern ist, sich muslimisch zu geben, dann wird in Allahs Namen die dänische Botschaft angezündet. Es bleibt ein und dasselbe Ziel: Der Machterhalt. Mansur hält nicht viel von Religionen und in der Politik hält er sie sowieso für fehl am Platz.



In der Schule fängt die staatliche Erziehung zur richtigen Gesinnung an. Anfang der 80er Jahre begann für Mansur die staatliche Erziehung. Der vom Lehrer bestimmte Klassensprecher, dessen Vater meist einen Posten in der Baath-Partei hat, jener Partei der al-Assads, die seit vielen Jahrzehnten jede Wahl gewinnt, hat die ehrenvolle Aufgabe, den Morgenappell zu vollziehen. Der Sprecher ruft: „Was ist unser Ziel?“ Und die Klasse antwortet: „Einheit, Freiheit, Sozialismus.“ Es wird die Einheit beschworen, denn die Trennung der arabischen Länder wurde von den Kolonialmächten hervorgerufen und muss rückgängig gemacht werden. Mansur sagt: „Das sollte vielleicht vergleichbar sein mit der Situation in der ehemaligen DDR.“ Der Sprecher fordert den Eid: Wir versprechen, dass wir gegen die Muslimbrüder, die Zionisten, Imperialisten und gegen Rückschrittlichkeit arbeiten werden. Und

zum Schluss die Frage: „Wer ist unser ewiger Führer?“ Mansur und seine Klassenkameraden antworteten: „Hafiz al-Assad.“

Der militärische Aspekt wird in Syrien von Anfang an betont. Die Schuluniformen sind in olivgrün gehalten und es gibt ein Fach, das „Militär“ heißt. Einmal die Woche wird hier Waffenkunde gelehrt, das richtige Salutieren und Marschieren. So kommt schon bei den Schülern eine Basis an militärischem Fachwissen zusammen. In der Universität muss man nur noch zu bestimmten Anlässen in Uniform erscheinen. Dafür gibt es mehrwöchige Camps, an denen man teilnehmen muss. „Das war totale Scheiße. Das Camp ist immer im Juli oder August und in Syrien wird es dann ziemlich heiß“, erinnert er sich. Der Wehrdienst dauert dann noch Mal drei Jahre. „Wegen der Stiefel, die zur Uniform gehörten, haben auch alle Syrer meines Alters Probleme mit den Füßen.“ Mansur hat offensichtlich Spaß daran, diese absurden Anekdoten zu erzählen. Er berichtet davon, als seien es kleine Rachen des Alltags an seinem Regime.

Nichts anderes als Diebe

Als Kind hat er den Parolen noch Glauben geschenkt. Als er sein Abitur gemacht hat, fielen ihm die vielen Widersprüche auf. Er fing an, viel zu lesen. An der Universität lernte er dann Menschen kennen, die in der Opposition waren, die im Verborgenen agieren mussten, die wegen ihrer Meinung auch schon im Gefängnis saßen. Als größten Einschnitt beschreibt Mansur die Erkenntnis, dass die syrische Führung ein recht gutes Verhältnis zu den USA pflegte. „Im Nahen Osten wird die USA nicht gemocht. Das war schon immer so. Schon vor dem 11. September und vor dem Irakkrieg. Und plötzlich entdeckten viele Leute, dass unser Regime gute Beziehungen zu der US-Regierung hatte. Durch die Reagan-Herrschaft hatten sie vielleicht ein, zwei Jahre Probleme, aber nicht mehr. Das war der Bevölkerung nicht klar. Das lief im Geheimen. Ich habe das erst später entdeckt. Aber es ist doch klar: Unser Trip in den Libanon wäre nicht möglich gewesen, wenn die USA dagegen gewesen wären.“ Gemeint ist die langjährige Besetzung einiger Teile des Libanons. Die offizielle Erklärung war, dass Syrien zum Schutz gegen Israel da sei. Mansurs Version ist: “Wir waren dort nichts anderes als Diebe.“ Damit ist er wieder bei seiner These: Ziel ist immer nur die Macht.

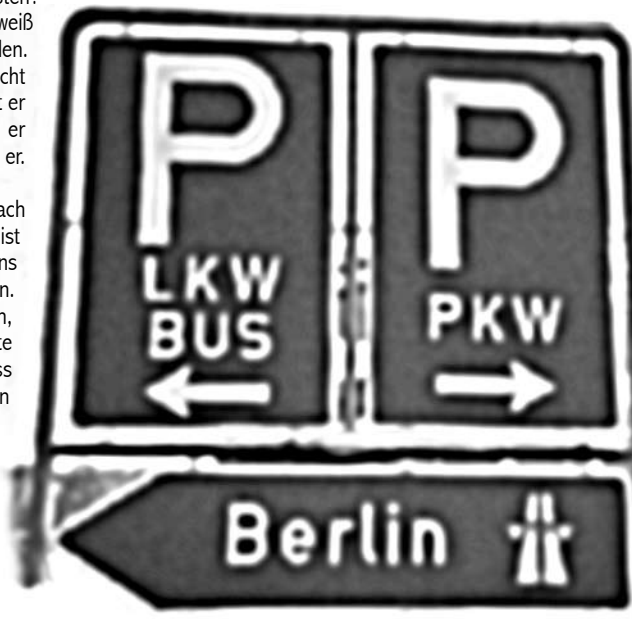
Er studiert Jura. Viele politisch denkende Menschen

in Syrien wählen dieses Fach, sagt er. An der Universität lernt er nicht nur Oppositionelle kennen, sondern kann auch sehen, wie vermeintliche Freunde andere denunzieren. Kommilitonen kommen ins Gefängnis. Man muss vorsichtig sein. Aus Vorsicht wird in seiner Familie nicht über Politik gesprochen, und aus Vorsicht ist er auch nie einer Untergrundpartei beigetreten. Er hat Plakate gegen die Regierung verteilt. Für welche Richtung war ihm dabei erst einmal egal. „Ich weiß nicht, welche Gruppe richtig wäre. Die Kommunisten? Die Muslimbrüder? Die kurdischen Parteien?“ Er weiß nur, dass er das Gefühl hat, sich rächen zu wollen. Das oberste Gebot bleibt: Vorsicht. Mansur macht verschiedene Jobs. Aussicht auf eine Karriere hat er nicht. Er will ein anderes Leben. Eines, in dem er sich frei fühlt. „Du weißt nicht, wie das ist“, sagt er. „Sei froh.“

Er will weg, in den Westen. Vielleicht in die USA, nach Frankreich? Er landet in Deutschland. Für Araber ist es seit 2001 nicht gerade einfacher geworden, ins Ausland zu kommen. Er will sein Visum verlängern. Seine Akten müssen jedes Mal neu geprüft werden, erklärte ihm der Beamte. Syrien steht auf der Liste der terrorverdächtigen Staaten. Außerdem muss er das Geld, das er in Deutschland zum Leben braucht, vor der Einreise auf ein Konto eingezahlt haben. Monatlich bekommt er dann einen Teil zurück. Das sind für ein Jahr mehrere tausend Euro. Schwer zu sparen für jemanden, der aus einem Land kommt, in dem die normalen Gehälter sehr gering sind. „Ich hatte Hilfe. Dafür bin ich sehr dankbar“, erklärt er. Doch auch hier bleibt er dabei: „Ich bin lieber vorsichtig mit dem, was ich sage. Ich habe gehört, dass es auch hier einige gibt, die für den syrischen Geheimdienst arbeiten. Vor allem verfolgen sie Kurden und Muslimbrüder.“ Ob er zu einer dieser Gruppen gehöre, frage ich. „Das sage ich nicht“, wehrt er ab. Kurde sei er jedenfalls nicht.

Aufgabe des Westens

Der Krieg im Irak hat in jüngerer Zeit alte Feindbilder geschürt. Die ansonsten eher pro-westliche Türkei spielt in den Kinos nun den aggressiven, antisemitischen und antiamerikanischen Film „Tal der Wölfe“ und landet damit im eigenen Land einen Kassenshit. In Deutschland füllt der Film immerhin die Feuilletons. Abdsalam Mansur weiß um die aufgeheizte Stimmung der Muslime. Er kennt es nicht anders. „Saddam Hussein hat zum Beispiel immer gesagt, dass er Palästina



zurück holen will. Das ist doch totaler Quatsch. Jeder weiß das. Und jetzt haben wir diesen verrückten Ahmadinedschad. Aber was sollen wir tun?“

Für ihn ist die Situation klar: Auf der einen Seite gibt es arabische und westliche Staaten, die den Frieden wollen. Und auf der anderen Seite gibt es arabische und westliche Staaten, denen die Unruhen gerade recht kommen. Das syrische al-Assad-Regime nutzte die Situation, um dem Volk den Beweis zu präsentieren, was passiert, wenn man sich gegen den imperialistischen Westen nicht wehrt. Sie setzten Feindbilder und Ängste gezielt ein, um ihre Macht zu bewahren.

Die Kooperationsbereitschaft der Palästinenser zweifelt er nicht grundsätzlich an. Natürlich sei es mit dem Wahlerfolg der Hamas schwieriger geworden. „Aber im Jahr 2002 kam König Abdullah, König von Saudi-Arabien, und sagte, wenn Israel hinter die Grenze von 1967 geht, akzeptiere Saudi-Arabien und alle anderen arabischen Staaten das und sie werden bereit sein, Frieden zu schließen. Die Reaktion von Sharon war,

dass er die Westbank okkupierte. Nur ein oder zwei Tage nach dem Vorschlag. Das war eine totale Katastrophe.“ Mansur sieht hier einen wertvollen Ansatz. „Dieses Angebot ist nicht vom Tisch. Die Europäer und Amerikaner sollten versuchen, hier auf die israelische Führung einzuwirken.“ Die Vereinten Nationen haben genau das auch von Israel gefordert. Doch wie an so vielen Stellen ist die internationale Organisation schlussendlich machtlos. Aber der Westen hat Druckmittel. Ohne deren Finanzspritzen wären sowohl Israel als auch Palästina nicht in der Lage, sich über Wasser zu halten.

Vor allem der Konflikt um dieses Gebiet wird von Ländern wie Syrien für die eigenen Zwecke genutzt. „Sollte es dem Westen gelingen, hier halbwegs stabilen Frieden herzustellen, wäre den Menschen in der arabischen Welt sehr geholfen“, meint Mansur. „Dieser verrückte Iraner oder Baschar oder sonst wer könnten dann doch nicht mehr sagen, sie wollten Palästina zurück holen, oder ähnlichen Quatsch.“ Und dann, vielleicht, könnte in seinem Land auch eine neue Ära beginnen. Eine, in der wirkliche Reformen erreicht werden könnten und die Demokratie sich durchsetzt.

Wie es ist

Ob er auch ein politischer Mensch geworden wäre, wenn er woanders aufgewachsen wäre? „Das ist eine gute Frage“, sagt Mansur. Er überlegt kurz und meint dann: „Jeder wäre wohl ein anderer, wenn er wo anders aufgewachsen wäre. Aber es ist dann halt so, wie es ist.“ Sehnsucht nach seiner Heimat hat er schon: „In Syrien riecht es anders. Ich kann das nicht beschreiben.“ Und dass Ausländer nicht wegen des schönen Wetters nach Deutschland kommen, ist ihm auch schon aufgefallen. „Wenn es in meiner Heimat 12 Uhr Mittag ist, sehe ich meinen Schatten

nicht, denn er ist ganz kurz. Gehe ich in Deutschland um zwölf Uhr über die Straße, ist mein Schatten etwa fünf Meter lang.“ Falls es überhaupt genug Licht für Schatten gibt. Leichte Verzweiflung schwingt in seiner Stimme mit. Es ist ihm aber nicht schwer gefallen, dort wegzugehen, sagt er. „Das war keine Frage. Ich habe lange darauf gewartet, dort wegzukommen.“ Eine freie persönliche Entwicklung ist ihm wichtiger. „Ich brauche Luft zum Atmen, ich will endlich richtig leben.“ Die Nahostpolitik wird ihn trotzdem dabei begleiten, ob er will oder nicht. ■

[sarah habegger]